

DAN WELLS

ich bin kein
SERIEN
KILLER

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Jürgen Langowski



Piper

München Zürich

*Sei unser Held! Mach mit und erlebe die Welt der Piper Fantasy.
Neugierig? Dann auf zu www.piper-fantasy.de!*

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »I Am Not a Serial Killer«
bei Headline Publishing, London

ISBN 978-3-492-70169-3

© Daniel A. Wells 2009

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2009

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München / www.guter-punkt.de

Umschlaggestaltung: Anke Koopmann / Guter Punkt

Autorenfoto: Micah Demoux

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

FUNK

Außerhalb der Stadt, ein paar Meilen von unserem Haus entfernt, gab es einen See. Eigentlich hieß er Clayton Lake, was nicht weiter überrascht, weil in unserem County praktisch alles Clayton hieß, aber ich nannte ihn lieber den Freak Lake. Er war ungefähr eine Meile breit und mehrere Meilen lang, hatte aber keinen Jachthafen oder so etwas. Die Ufer waren sumpfig, und jeden Sommer war das Wasser voller Algen, weshalb dort auch niemand baden ging. In ein oder zwei Monaten würde er zufrieren, und dann würden die Leute dort eislaufen oder eisfischen, aber das war es auch schon. In allen anderen Jahreszeiten gab es keinen Grund, sich dort aufzuhalten. Der See war schlichtweg nutzlos.

Das hatte ich jedenfalls gedacht, bevor ich die Freaks gefunden hatte.

Ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob es wirklich Freaks waren, aber ich musste annehmen, dass mit ihnen etwas nicht stimmte. Ich hatte sie schon ein Jahr zuvor entdeckt, als ich es nicht mehr ertragen konnte, auch nur

eine weitere Minute mit meiner Mutter daheim zu verbringen. Ich war aufs Fahrrad gesprungen und einfach die Straße entlanggestrampelt. Der See war nicht mein Ziel gewesen, sondern ich war blindlings losgefahren, und zufällig hatte er an meiner Strecke gelegen. Unterwegs war ich an einem Auto vorbeigekommen, das am Straßenrand geparkt hatte. Ein Mann hatte darin gesessen. Dann war mir ein weiteres Auto aufgefallen, einen Kilometer weiter ein leerer Truck – keine Spur vom Fahrer. Wieder hundert Meter weiter hatte eine Frau an ihrem Auto gelehnt und nichts Bestimmtes betrachtet und mit niemandem geredet. Sie hatte nur dagestanden und sich angelehnt.

Was hatten alle diese Leute dort zu suchen? Der See war kein großartiger Anblick, und es war nichts los hier. Zuerst hatte ich an illegale Tätigkeiten gedacht – ein Drogenumschlagplatz, geheime Liebesaffären, Mörder entsorgten ihre Leichen –, aber das traf alles nicht zu. Möglicherweise waren sie aus dem gleichen Grund dort wie ich. Sie suchten vor irgendetwas das Weite. Sie waren Freaks.

Seitdem fuhr ich zum Freak Lake, wenn ich allein sein wollte, und das kam immer öfter vor. Die Freaks waren da, manchmal ein paar andere, manchmal dieselben. Wie eine weggeworfene Perlenkette reihten sie sich an der Uferstraße auf. Ich redete nie mit ihnen – wir passten nirgendwohin. Also wäre die Vorstellung, wir würden zueinanderpassen, dumm gewesen. Wir kamen einfach her, blieben eine Weile, dachten nach und fuhren wieder weg.

Nach Max' eigenartigem Ausbruch in der Mittagspause wich er mir für den Rest des Tages aus. So fuhr ich nach der Schule zum Freak Lake, um nachzudenken. Die Blätter waren schon längst nicht mehr orange-farben, sondern eher braun, und das Gras am Straßenrand war spröde und tot.

»Was hat der Killer getan, das er nicht tun musste?«, überlegte ich laut, als ich an einem von der Sonne gewärmten Fleck anhielt und mein Fahrrad in den Staub sinken ließ. In der Nähe standen zwar einige Autos, aber niemand war nahe genug, um mich zu hören. Wir Freaks respektierten unsere Privatsphäre. »Bei der ersten Leiche hat er eine Niere gestohlen, aber was fehlte bei der zweiten?« Die Polizei sagte nichts dazu, aber wir würden den Toten bald in die Leichenhalle bekommen. Ich hob einen Stein auf und warf ihn ins Wasser.

Das nächste Auto stand ein paar hundert Meter entfernt. Es war weiß und alt, und der Fahrer starrte aufs Wasser.

»Bist du der Mörder?«, fragte ich leise. An diesem Tag waren fünf oder sechs Leute da, die in großen Abständen an der Straße standen. Wie lange würde es noch dauern, bis sich Moms Prophezeiung bewahrheiten würde und die Einwohner der Stadt sich gegenseitig die Schuld gäben? Die Menschen fürchteten alles, was anders war, und derjenige, der sich am meisten von allen anderen unterschied, würde in der Hexenjagd das große Los ziehen. Würde es einer der Freaks sein, die an den See flüchteten? Was würden sie mit ihm anstellen?

Alle wussten, dass ich ein Freak war. Würden sie mir die Schuld geben?

Acht Tage später bekamen wir die zweite Leiche herein. Mom und ich hatten uns ein bisschen über meine Soziopathie unterhalten, und ich hatte mir in der Schule Mühe gegeben, um sie von der Fährte abzubringen – sie sollte lieber über meine guten Eigenschaften statt über meine verstörenden Charakterzüge nachdenken. Anscheinend hatte es funktioniert, denn als ich nach der Schule in die Leichenhalle kam und sah, dass sie am zweiten Opfer arbeitete, sagte Mom kein Wort, als ich mir Schürze und Mundschutz nahm und ihr und Margaret half.

»Was fehlt hier?«, fragte ich, während ich für Mom die Flaschen hielt, damit sie Formaldehyd in die Pumpe füllen konnte. Margaret hatte nur ein paar Organe auf dem Tisch liegen, die sie mit dem Trokar durchbohrte und leer saugte. Ich nahm an, der Rest sei schon im Bauchraum. Mom hatte die Leiche mit einem Tuch abgedeckt, und ich wollte nicht darunterschauen, solange sie direkt neben mir stand.

»Was?«, fragte sie, während sie goss und die Markierungen am Behälter der Pumpe im Auge behielt.

»Beim letzten Mal fehlte eine Niere«, sagte ich. »Welches Organ ist es dieses Mal?«

»Die Organe sind alle da«, erwiderte sie lachend. »Lass mal Ron in Ruhe – er wird doch nicht jedes Mal etwas verlieren. Ich habe aber mit deiner Schwester über die Dokumente gesprochen. Sie muss wirklich genauer lesen

und es mir sagen, wenn sie etwas Ungewöhnliches findet. Manchmal weiß ich nicht, was ich mit dem Mädchen anfangen soll.«

»Aber ... bist du sicher?«, fragte ich. Der Mörder hatte ganz bestimmt etwas mitgenommen. »Vielleicht war es die Gallenblase, und Ron nahm an, der Kerl habe sie sich schon entfernen lassen, und achtete nicht weiter darauf.«

»John, Ron und die Polizei – und das FBI, wie ich hinzufügen muss – haben diese Leiche mehr als eine Woche lang untersucht. Gerichtsmediziner haben mit größter Sorgfalt nach allem Möglichen geforscht, das ihnen helfen könnte, den Geisteskranken zu finden. Falls er ein Organ entnommen hätte, wäre es ihnen nicht entgangen.«

»Er ist undicht.« Ich deutete auf die linke Schulter des Toten, wo eine hellblaue Chemikalie heraussickerte und zusammen mit geronnenem Blut das Laken verfärbte.

»Ich dachte, ich hätte alle Löcher gestopft.« Sie schraubte die Flasche mit dem Formaldehyd zu und reichte sie mir. Dann zog sie das Laken zurück, um die Schulter und den dick verbundenen Armstumpf freizulegen, an dessen Ende blauer und purpurner Schleim herausquoll. Der Arm fehlte. »Mist«, sagte sie und eilte, um weiteres Verbandszeug zu holen.

»Sein Arm fehlt?« Ich starrte meine Mutter an. »Ich habe gefragt, was fehlt, und du hast seinen Arm nicht erwähnt?«

»Was?«, fragte Margaret.

»Der Killer hat den Arm mitgenommen.« Ich trat näher an die Leiche heran und zog das Laken zurück. Der Bauch war wie beim ersten Opfer aufgerissen, aber es war dieses Mal nicht ganz so schlimm. Die Schnitte waren kleiner, und es waren nicht so viele. Der Tote – dem Anhänger nach hieß er Dave Bird und war Farmer gewesen – war nicht ausgeweidet. »Dieses Mal hat er die Organe nicht herausgenommen und aufgestapelt.«

»Was tust du da?« Mom riss mir unwirsch das Laken aus der Hand und bedeckte den Toten wieder. »Etwas mehr Respekt, bitte!«

Ich redete zu viel und wusste es auch, aber ich konnte nicht mehr aufhören. Es war, als hätte jemand meinen Schädel geöffnet, und jetzt purzelten alle Gedanken einfach heraus.

»Ich dachte, er hätte etwas mit den Organen gemacht«, sagte ich, »aber er hat wohl nur nach irgendetwas gesucht. Er hat sie nicht angeordnet oder mit ihnen gespielt oder ...«

»John Wayne Cleaver!«, rief Mom empört. »Was, um alles in der Welt, redest du da?«

»Das ändert das ganze Profil.« Ich hätte gern geschwiegen, aber mein Mund bewegte sich wie von selbst weiter. Diese Entdeckung war einfach zu aufregend. »Es geht nicht darum, was er mit den Toten macht, sondern darum, was er ihnen nimmt. Als er die ganzen Organe herausnahm, ging es ihm einfach nur darum, eine Niere zu finden. Es war gar kein Todesritual ...«

»Ein Todesritual?«, fragte Mom. Margaret legte den Trokar weg und sah mich an. Ihr Blick durchbohrte mich

förmlich, und mir dämmerte, dass ich Ärger bekommen würde. Ich hatte schon viel zu viel gesagt. »Würdest du das bitte erklären?«

Jetzt musste ich es herunterspielen, aber ich hatte mich schon viel zu tief hineingeritten. »Ich wollte damit nur sagen, dass der Mörder nicht mit den Leichen gespielt hat. Das ist doch gut, oder?«

»Du warst aufgeregt«, warf Mom mir vor. »Du bist vor Aufregung knallrot angelaufen, als du den aufgerissenen Körper des Toten gesehen hast.«

»Aber ...«

»Ich habe es dir angesehen, John. Ich glaube nicht, dass ich so etwas schon einmal beobachtet habe, und es hing mit dem Toten zusammen ... Ein echter Mensch mit einer Familie und einem richtigen Leben wird ermordet, und du kannst nicht genug davon bekommen.«

»Nein, das ist es nicht ...«

»Raus«, sagte Mom, und es klang schrecklich endgültig.

»Was?«

»Raus«, wiederholte sie. »Du darfst diesen Raum nicht mehr betreten.«

»Das kannst du doch nicht machen!«, protestierte ich.

»Ich bin die Inhaberin und deine Mutter«, sagte sie, »und du regst dich viel zu sehr darüber auf. Es gefällt mir nicht, wie du dich verhältst und was du sagst.«

»Aber ...«

»Ich hätte es schon längst tun sollen«, sagte sie und stemmte eine Hand in die Hüfte. »Du darfst die hinteren Räume nicht mehr betreten. Auch Margaret lässt

dich nicht mehr hinein, und ich sage Lauren Bescheid. Es wird Zeit, dass du dir ein paar normale Hobbys zulegst und richtige Freunde findest. Ich will keine Widerworte hören.«

»Mom!«

»Keine Widerworte!«, rief sie. »Raus.«

Am liebsten hätte ich sie geschlagen. Oder die Wände, die Arbeitsflächen und den toten Farmer auf dem Tisch. Ich hätte am liebsten den Trokar genommen und Mom in das dumme Gesicht gerammt und ihr das Gehirn herausgesaugt ...

Nein.

Beruhige dich.

Ich schloss die Augen. Viel zu viele Regeln hatte ich schon gebrochen. So durfte ich nicht denken. Ich durfte mich nicht von dieser Wut übermannen lassen. Also schloss ich die Augen und legte Handschuhe und Mundschutz ab.

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Ich ... ich konnte nicht einfach hinausgehen und nie zurückkommen. Ich musste mich wehren, und ...«

Nein. Beruhige dich.

»Es tut mir leid«, sagte ich noch einmal. Dann zog ich die Schürze aus und ging zur Hintertür hinaus. Damit konnte ich mich später noch beschäftigen. Im Augenblick waren die Regeln viel wichtiger.

Das Monster musste eingesperrt bleiben.

Ich hasste Halloween. Es war alles so albern – niemand fürchtete sich wirklich, alle liefen mit falschem Blut oder

Gummimessern herum und trugen Kostüme, die nicht einmal unheimlich waren. Halloween sollte die Nacht sein, in der die bösen Geister auf der Erde umgehen und Druiden Kinder in Weidenkäfigen verbrennen. Was hatte das damit zu tun, sich wie Spiderman zu verkleiden?

Schon mit acht Jahren hatte ich das Interesse an Halloween verloren. Ungefähr zu dieser Zeit hatte ich auch eine Menge über Serienmörder gelernt. Das bedeutet nicht, dass ich aufhörte, mich zu verkleiden, sondern nur dass ich mir meine Kostüme nicht mehr selbst aussuchte. Meine Mutter wählte jedes Jahr etwas für mich aus, ich trug es, ohne groß darauf zu achten, und vergaß die ganze Angelegenheit bis zum folgenden Jahr. Im vierten Schuljahr hatte sie mich in einem Kleid losgeschickt, und das hätte ich fast nicht überlebt. Irgendwann musste ich ihr von Ed Gein erzählen, den seine Mutter als kleines Kind meist wie ein Mädchen angezogen hatte. Als Erwachsener hatte er dann Frauen umgebracht und aus ihrer Haut Kleider genäht.

Man hätte meinen sollen, dass Halloween in diesem Jahr ziemlich cool würde – schließlich hatten wir einen echten Dämon mit Reißzähnen und Krallen und so weiter in der Stadt. Das hätte doch etwas in Gang setzen sollen. Aber wir wussten es ja noch nicht, und bisher hatte er erst zwei Menschen umgebracht. Statt im Keller zu hocken und um Erlösung zu beten, strömten wir zu Halloween in die Turnhalle der Highschool und taten so, als hätten wir Spaß am Tanzabend. Ich weiß noch nicht einmal genau, was von alledem am schlimmsten war.

Die Tanzabende in der Junior High waren schon übel genug gewesen, und Mom hatte mich gezwungen, sie alle zu besuchen. Da sich dies auch auf der Highschool nicht änderte, hoffte ich, dass wenigstens die Tanzveranstaltungen besser würden, aber das war nicht der Fall. Der Halloween-Tanz war besonders dumm. Es war die Gelegenheit für alle linkischen, tollpat-schigen, unreifen Mutanten, sich kostümiert in der Highschool zu versammeln und an den Wänden herumzustehen, während bunte Lichter blinkten und der stellvertretende Schulleiter über die Lautsprecheranlage der Schule uralte Songs abspielte. Wie immer zwang Mom mich hinzugehen, damit ich »endlich ein paar richtige Freunde« fand, erlaubte es mir aber als Geste des guten Willens, mir mein Kostüm selbst auszusuchen. Weil ich wusste, dass sie sauer werden würde, ging ich als Clown.

Max gab vor, irgendeiner Spezialeinheit anzugehören. Er trug die Tarnjacke seines Vaters und hatte sich einen zähen braunen Kleister ins Gesicht geschmiert. Außerdem hatte er ein Plastikgewehr dabei, obwohl in der Schule ein strenges Waffenverbot galt. Der Schuldirektor nahm es ihm natürlich am Eingang ab.

»Das ist ein Mist«, fluchte Max, während er wütend die Faust hob und den Direktor quer durch die Turnhalle böse anstarrte. »Ich werde mir die Knarre zurückholen, Schweinebacke, garantiert. Glaubst du, er rückt sie wieder raus?«

»Hast du mich gerade Schweinebacke genannt?«, fragte ich.

»Mann, ich schwöre dir, ich kriege meine Kanone zurück, und er wird es nicht mal merken. Mein Dad hat mir ein paar nette Tricks gezeigt – er wird nicht einmal mitbekommen, dass ich da war.«

»Du trägst die falsche Tarnkleidung«, warnte ich ihn. Wir hatten unsere gewohnte Stellung bezogen, drückten uns in einer Ecke herum, und ich beobachtete die Gäste, die zwischen der Getränkeausgabe und den Wänden hin und her liefen.

»Mein Dad hat die Jacke im Irak bekommen«, erklärte Max. »Echter kann's gar nicht sein.«

»Das wäre erst richtig echt, wenn Mister Layton deine Kanone im Irak verstecken würde«, erwiderte ich. »Aber wir sind auf einem Schulfest im Mittleren Westen. Wenn du nicht auffallen willst, solltest du dich als Unfallopfer verkleiden. Davon haben wir heute Abend eine ganze Menge. Oder mach dir ein falsches Einschussloch auf die Stirn.« Billige Verstümmelungen standen bei mindestens der Hälfte der Jungen offenbar hoch im Kurs. Man sollte doch meinen, dass zwei grässliche Morde in der Stadt die Leute etwas empfindsamer gemacht hätten, aber so sind sie eben. Wenigstens war kein ausgeweideter Automechaniker dabei.

»Das wäre nett.« Max betrachtete eine Schusswunde aus Plastik, die gerade vorbeikam. »Das werde ich morgen Abend bei *Süßes oder Saures* probieren – die Leute sollen sich vor Angst in die Hose machen.«

»Willst du wirklich *Süßes oder Saures* spielen?«, lachte jemand. Es war Rob Anders, der sich uns mit ein paar Freunden näherte. Sie verfolgten mich schon seit dem

dritten Schuljahr. »Zwei Babys spielen *Süßes oder Saures* – das ist doch was für kleine Kinder!« Feixend gingen sie vorbei.

»Ich mach das nur wegen meiner kleinen Schwester«, knurrte Max und starrte ihnen Löcher in den Rücken. »Ich hol mir meine Knarre. Mit einer Knarre sieht das Kostüm einfach besser aus.« Er stakste zum Eingang und ließ mich allein im Halbdunkel stehen. Ich beschloss, mir etwas zu trinken zu holen.

Der Imbisstisch war nicht sonderlich üppig ausgestattet – ein Tablett mit altem Gemüse, ein paar halbe Donuts, eine Schüssel mit Apfelsaft und Sprite. Ich nahm mir ein Glas und ließ es sofort wieder fallen, als mich jemand von hinten anrempelte. Der Saft fiel zusammen mit meinem Glas in die Schüssel zurück, die Flüssigkeit spritzte mir auf das Handgelenk und den Arm. Rob Anders und seine Kumpel entfernten sich kichernd.

Früher hatte ich mal eine Liste mit Leuten geführt, die ich eines Tages umbringen wollte. Das verstieß jetzt gegen meine Regeln, aber manchmal vermisste ich die Liste.

»Bist du *Es*?«, fragte ein Mädchen. Ich drehte mich um und erkannte Brooke Watson, ein Mädchen aus meiner Straße. Sie war mit Klamotten aus den Achtzigerjahren ähnlich gekleidet wie meine Schwester vor einer Weile.

»Was bin ich?« Ich fischte mein Glas aus der Schüssel.

»Der Clown aus *Es* von Stephen King«, erläuterte Brooke.

»Nö«, erwiderte ich, während ich meinen Ärmel über dem geretteten Glas auswring und mit Servietten die Tropfen abtupfte. »Ich glaube, der Clown hieß Penny-wise.«

»Keine Ahnung, ich hab's nie gelesen«, erwiderte sie und senkte den Blick. »Es steht im Bücherregal meiner Eltern, und ich habe den Einband gesehen, deshalb dachte ich, du hättest dich vielleicht danach verkleidet. Ich weiß auch nicht ...«

Sie benahm sich komisch, als wäre sie ... ich konnte es nicht sagen. Inzwischen hatte ich Übung darin, die Mimik von Menschen, die ich gut kannte, richtig einzuschätzen und zu erkennen, was sie empfanden, aber jemand wie Brooke war mir ein Rätsel.

Deshalb sagte ich das Einzige, was mir einfallen wollte. »Bist du ein Punk?«

»Was?«

»Oder wie nennt man die Leute aus den Achtzigerjahren?«

»Oh.« Sie lachte. Es war ein schönes Lachen. »Ich bin eigentlich meine Mutter – ich meine, das sind ihre Sachen, die sie damals in der Highschool trug. Wahrscheinlich sollte ich den Leuten sagen, dass ich Cyndi Lauper bin, denn es ist ziemlich schwach, sich als die eigene Mutter zu verkleiden.«

»Ich wäre beinahe als meine Mutter gekommen«, sagte ich, »aber dann fragte ich mich, was wohl mein Therapeut dazu sagen würde.«

Sie lachte wieder, und mir wurde bewusst, dass sie wohl dachte, ich hätte einen Scherz gemacht. Wahr-

scheinlich war das ganz gut so, denn sie wäre vermutlich ausgeflippt, wenn ich ihr die zweite Hälfte des Kostüms meiner Mutter beschrieben hätte – ein riesiges falsches Schlachtermesser, das mitten im Kopf steckte. Brooke war sehr hübsch – lange blonde Haare, strahlende Augen und ein Grübchen, wenn sie lächelte. Ich lächelte zurück.

»He, Brooke«, mischte sich Rob Anders ein, der sich uns mit boshaftem Grinsen näherte. »Was redest du mit diesem kleinen Jungen? Er spielt immer noch *Süßes oder Saures*.«

»Wirklich?« Brooke sah mich an. »Das wollte ich auch, aber ich war nicht so sicher – irgendwie denke ich immer noch, es könnte Spaß machen, obwohl wir jetzt auf der Highschool sind.«

Ich verstand vielleicht nicht, welche Gefühle Brooke ausstrahlte, aber Verlegenheit war mir wohlvertraut, und aus Rob Anders schwappte die Verlegenheit förmlich heraus.

»Ich ... ja«, stammelte Rob. »Vielleicht wird das ganz lustig. Vielleicht sehen wir uns später noch dabei.«

Auf einmal hatte ich Lust, ihn zu erdolchen.

»Aber warum tauchst du hier als Clown auf, John?«, fragte er mich. »Willst du für uns jonglieren oder dich mit einer größeren Truppe von Kumpanen in ein Auto zwängen?« Er lachte und sah sich um, ob auch seine Freunde lachten. Sie waren aber schon verschwunden, um mit Marci Jensen zu reden, die sich als Kätzchen verkleidet hatte und ein Kostüm trug, das mir überdeutlich erklärte, warum Max sich so sehr für ihren

Büstenhalter interessierte. Rob starrte kurz hinüber, dann wandte er sich wieder an mich. »Was wird das jetzt, du Clown? Was grinst du so?«

»Du bist wirklich ein toller Typ, Rob«, sagte ich. Er beäugte mich unsicher.

»Was?«, fragte er.

»Du bist ein toller Typ«, wiederholte ich. »Das ist ein schönes Kostüm, und die Schusswunde in der Stirn gefällt mir besonders gut.« Ich hoffte, er ließe mich daraufhin in Ruhe. Eine meiner Regeln verlangte, etwas Nettes über Menschen zu sagen, auf die ich sehr wütend war, damit die Situation nicht eskalierte. Ich wusste nur nicht, wie lange ich das noch schaffen würde.

»Machst du dich über mich lustig?« Er funkelte mich an.

Dafür, dass der Betreffende nach einem Kompliment einfach stehen blieb, hatte ich keine Regeln.

»Nein«, antwortete ich. Jetzt musste ich improvisieren, aber er hatte mich schon aus dem Gleichgewicht gebracht, und ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Ich glaube, du lächelst, weil du schwachsinnig bist.« Er kam einen Schritt näher. »Hallo, hier ist der glückliche Clown.«

Er machte mich wirklich wütend. »Du bist ...« Ich brauchte ein Kompliment. »Ich habe gehört, dass du gestern bei der Matheprüfung gut abgeschnitten hast. Das freut mich.« Etwas Besseres fiel mir nicht ein. Ich hätte weggehen sollen, aber ... ich wollte mit Brooke reden.

»Jetzt hör mal zu, du Schwachkopf«, sagte Rob. »Dies ist die Party für normale Leute. Die Freakparty ist da unten im Flur und bei den Gruftis auf dem Klo. Verzieh dich doch dorthin.«

Er spielte sich auf, aber es war eben nur ein Spiel – das typische Machogehabe eines Fünfzehnjährigen. Ich war so wütend, dass ich ihn am liebsten an Ort und Stelle umgebracht hätte, aber ich zwang mich zur Ruhe. So etwas durfte mich nicht stören, und außerdem war ich besser als er. Er wollte mir Angst machen? Dann würde ich es ihm zeigen.

»Ich lächle, weil ich mir vorstelle, wie du von innen aussiehst.«

»Was?«, fragte Rob, dann lachte er. »Oh, Junge, willst du mir drohen? Glaubst du wirklich, du könntest mir Angst machen, du Baby?«

»Ich leide eindeutig an Soziopathie«, erklärte ich. »Weißt du, was das bedeutet?«

»Das bedeutet, dass du ein Freak bist«, sagte er.

»Es bedeutet, dass du mir ungefähr so wichtig bist wie eine Pappschachtel«, sagte ich. »Du bist für mich nur ein Ding – ein Stück Müll, das nur noch niemand weggeworfen hat. Entspricht dies dem, was ich sagen sollte?«

»Halt den Mund«, fauchte Rob mich an. Er spielte immer noch den starken Mann, aber es funktionierte nicht mehr richtig, weil ihm nichts mehr einfiel.

»Das Schöne an Schachteln ist, dass man sie öffnen kann«, fuhr ich fort. »Selbst wenn sie von außen völlig langweilig sind, könnte etwas Interessantes in ihnen

stecken. Während du also alle diese dummen, langweiligen Sätze dahersagst, stelle ich mir vor, wie es wäre, dich aufzuschneiden und herauszufinden, wie du von innen aussiehst.«

Ich hielt inne, starrte ihn an, und er starrte zurück. Er hatte Angst. Ich ließ ihn die Angst noch einen Moment lang schmecken, dann sprach ich weiter.

»Andererseits will ich dich gar nicht aufschneiden, Rob. So jemand will ich nicht sein. Deshalb habe ich mir eine Regel aufgestellt: Immer wenn ich jemanden aufschneiden will, sage ich stattdessen etwas Nettes zu ihm. Deshalb sage ich: Rob Anders aus der Carnation Street 232, du bist ein toller Typ.«

Rob öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, dann schloss er ihn wieder und wich zurück. Er setzte sich auf einen Stuhl, ohne mich aus den Augen zu lassen, stand auf und ging hinaus. Ich sah ihm nach.

»Das ...«, sagte Brooke. Ich hatte ganz vergessen, dass sie da war. »Das war aber eine interessante Methode, ihn loszuwerden.«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte – eigentlich hätte sie es gar nicht hören sollen. Warum war ich nur so ein Idiot?

»Das waren nur ein paar Tricks, die ... die ich mal in einem Film aufgeschnappt habe, glaube ich. Wer hätte schon gedacht, dass ihn das so ängstigen würde?«

»Ja«, sagte Brooke. »Ich muss jetzt ... es war nett, mit dir zu reden, John.« Sie lächelte unsicher und entfernte sich.

»Mann, das war stark«, meinte Max.

Überrascht drehte ich mich um. »Seit wann bist du denn wieder hier?«

»Schon die ganze Zeit.« Er kam um den Getränkestand herum. »Es war echt stark. Anders hätte sich fast in die Hosen gemacht.«

»Brooke auch.« Ich blickte in die Richtung, in die sie verschwunden war, doch dort entdeckte ich nur einen Haufen Leute im Halbdunkel.

»Echt lustig«, bekräftigte Max, während er sich mit Punsch versorgte. »Und sie hat dir regelrecht zu Füßen gelegen.«

»Mir?«

»Ja, dir – ist dir das nicht aufgefallen? Du bist blind, Mann. Sie war drauf und dran, dich zu fragen, ob du tanzen willst.«

»Warum sollte sie mich so was fragen?«

»Weil wir hier auf einem Tanzabend sind«, sagte Max. »Und weil du ein absolut heißer Clown bist. Es würde mich aber wundern, wenn sie jemals wieder mit dir spricht. Das war echt stark.«

Am nächsten Abend machten Max und ich mit seiner kleinen Schwester eine *Süßes oder Saures*-Runde. Seine Mutter war nervös und bewachte uns mit einer Taschenlampe und Pfefferspray. Als wir fertig waren, fuhr sie uns in unser Viertel. Mr Crowley schüttelte den Kopf, als wir bei ihm klingelten.

»Ihr solltet nicht so spät noch unterwegs sein«, ermahnte er uns streng. »Das ist gefährlich, wenn da draußen der Killer herumläuft.«

»Die Straßenlaternen brennen, und auf allen Veranden ist Licht, außerdem ist eine Erwachsene bei uns. In den Nachrichten hieß es, dass die Polizei zusätzliche Streifen einsetzt. Wahrscheinlich sind wir heute sicherer als an jedem anderen Abend.«

Mr Crowley verschwand hinter seiner Tür, um laut zu husten, ehe er sich wieder an uns wandte. »Aber bleibt nicht zu lange draußen, ist das klar?«

»Wir passen schon auf.« Dann händigte Mr Crowley uns die Süßigkeiten aus.

»Diese Stadt soll nicht in Angst leben«, sagte er traurig. »Früher war es so fröhlich hier.« Er hustete wieder und schloss die Tür.

Das Theaterblut und die Prothesen, die bei Tag noch lächerlich gewirkt hatten, bekamen im Dunkeln etwas Unheimliches und Bedrohliches. Alle dachten an den Mörder, und alle waren beunruhigt. Die im Geschäft gekauften albernsten Halloweenschrecken wichen echter Todesangst. Es war das beste Halloween meines Lebens.